

(Nachdruck verboten.)

14]

## Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Kosegger.

### Ein Weibchen und kein Rest dazu.

Als der alte Sandler spät Abends nach Hause kam, war der Sebast nicht mehr daheim. Der Sebast arbeitete in diesen Wochen, da die Heumahd vorüber, und der Kornschnitt noch nicht da war, weit oben in den Wäldern der Herrschaft Rabenberg als Tagelöhner. Um Montags rechtzeitig bei der Arbeit zu sein, pflegte er schon am Sonntag Abends den stundenlangen Weg hinaufzugehen und in der Holzhauerhütte zu übernachten. Erst Sonnabends zum Feierabend kam er wieder heim.

Und da war's an diesem nächsten Sonnabend — ein stiller, sonnengoldiger Augustabend — daß der Sebast, ein Liedel pfeifend, mit seiner Krage (Rücktrage) niederstieg zwischen den Feldern des Guldeisnergrundes. Bei den zwei Ahornen genannt, wo die Grenze war zwischen dem Guldeisner- und dem Sandlergut, stand eine, die auf ihn wartete. Sie stand so da und nestelte etwas an ihrem Gewand und knüpfte am Scheitel das Lüchel fester, das sie heute ums Kinn gebunden, und hatte keinen rechten Gruß und keinen Dank für den herantretenden Sebast. Die Dullerl war's.

„Kann Dich frei nimmer derwarten“, so redete sie ihn kleinlaut an.

„Gut ist's, da hast mich!“ sagte er und wollte sogleich dort wieder beginnen, wo sie am Sonntage aufgehört hatten. Sie mehrte seinen Ruf und sagte: „Kannst es nicht glauben, was ich Zahnweh habe!“

„Das ist auch ein neuer Brauch“, versetzte der Bursche munter, „an einem so schönen Sommertag Zahnweh haben!“

„Zahnweh wär' noch nicht das ärgste“, sagte das Dirndel mit unsicherer Stimme.

„Na, sei so gut!“

„Das Blut steigt mir so zu Kopf — ich weiß nicht . . .“

„Seh, Tschapperl, wegen des bissel Bluts!“

Sie schmiegte sich an ihn und flüsterte: „Sebast! — Ich — ich hab' schon so viel Angst. Seit Frehtag (Dienstag) oder Mittwoch her hab ich schon so viel Angst. — Ich weiß nit, Sebast, ob Du Dir's denken kannst . . .“

Er schaute sie an.

„Ob Du's vermeinst, was es kann sein . . .“

Er schaute sie lange an und schwieg. Er konnte sich's denken.

Sie weinte und zitterte. Er nahm ihre beiden Hände in die seinen und sagte: „Dullerl! Wie Gott will. Ich verlaß Dich nicht.“

„Und mehr brauch' ich nicht zu wissen“, versetzte sie aufathmend, „das Zahnweh will ich leicht extragen.“

„In sechs Wochen bist Du Sandler-Bäuerin!“ sagte er.

„Dank' Dir's Gott“, sagte sie.

Noch ein kräftiger Händedruck. Sie lief den steilen Fußsteig hinab gegen das kleinwinzige Bachhäusel, das aber gar nicht einmal ihr und auch nicht ihrem Vater gehörte, sondern zum Steppenhof und mitsamt diesem dem Kämpelherrn. Es war kein lustiger Ausenthalt gewesen in diesem Häusel; im Jahre nur sieben Wochen lang schien des Tages eine kurze Stunde die Sonne darauf, und Bogelfang war niemals, weil die Sandach wild rauschte vor der Hütte. Mit Tagwerken und Kohlenbrennen und mit Beihilfe einer Ziege, in besten Zeiten einer Kuh, gewannen sie ihr armes Leben von Tag zu Tag. Aber jetzt soll es besser werden, beim Sandlerhof oben scheint die Sonne im Winter und im Sommer, singen die Vögel im Winter und im Sommer. — Das bissel Zahnweh duldet sie gern. — Nur ein kleines Heirathsgut hält' ich ihm mögen mitbringen, dachte sie in ihrem stillen Glück. Er ist so gut und fragt nicht danach, er hat ja seinen Sandlerhof. Ich bin wohl glücklich, wenn ich's bedenke, wie es anderen geht, die mit dem Kinde in harten Diensten umwalgen müssen, oder gar betteln gehen. Mein Gott, was eine eigene Heimstatt werth ist! Das Zahnweh leid' ich gern.

Das war ihr leidvolles, freudvolles Denken.

Und unter ähnlichen Gedanken ging der Sebast seinem Hause zu. Nun, so wollen wir bald Ernst machen in Gottesnamen.

Als er gegen den Hof kam, trieb der alte Sandler just das Vieh zur Tränke. Die Ochsen standen der Reihe nach am langen Brunnentrog und schlürften mit ihren großen Schnauzen denselben bis zur Hälfte leer. Der Jodel war auch dabei, aber dem ging's mehr nach Allotria, als nach Wasser. Er legte seinen klozigen Kopf auf die Rücken der andern und sprang gelegentlich gar mit den Vorderfüßen hinauf, so daß der Alte mehrmals rief: „Geht hinteri, du Saggra!“ und den übermüthigen Stier mit der Peitsche zurückscheuchte.

Als der alte Sandler jetzt seinen Sohn daherkommen sah, den er seit acht Tagen nicht mehr gesehen hatte, wurde ihm etwas ungleich zu Muth. Er war sich nicht klar, wie er dem Sebast die Neuigkeit mittheilen sollte, falls der noch nichts davon wußte. — Einderstanden wird er doch wohl sein? dachte der Alte, ist zwar ein Trostlopf, manchmal. Na, er ist ja gesunde. Geseuren wird's ihn.

„Bist da, Sebastel?“ rief er ihm mit einem schmieglichen Stimmlin entgegen.

„Gottlob ja, daß ich wieder daheim bin,“ antwortete der Bursche und legte seine Rücktrage auf eine Wandbank.

„Müd' wirst sein, gelt!“ sagte der Alte. „Ist kein Leichtes, das Holzhacken die ganze Woche. Und nachher daheim wieder die harte Arbeit. Denk' mir oft — geht hinteri, verfluchter Bölli! — denk' mir oft, kunnt'it es besser haben. Und derbarmen thust mir. Im Krebsauer Eisenwerk draußen, sagen sie, müßt' sich der Mensch lange nicht so plagen und hätte einen besseren Lohn, einen viel besseren. Ja. Da thut man sich's — wart', Du schwarzes Luder Vieh, ich will Dir helfen, wenn Du sie nicht trinken laßt! Die verdammte Remmlerei alleweil! — Da thut man sich's, hab' ich wollen sagen, besser machen, wenn man kann.“

„Bin schon zufriednen wie es ist,“ versetzte der Sebast.

„Ist eh recht, ist eh recht,“ sagte der Alte.

„Mag ja sein, daß ich mir manche Sach' ein bissel bequemer einricht' auf dem Hof.“

Der Alte horchte so ein wenig hin. „Auf dem Hof, sagst? Ist nicht viel Freud zu machen. Ueberall geht's uns besser als auf dieser alten Krammel. — Drei Tausender giebt er, der Kämpelherr, für den Sandlerhof. Sebast, was sagst dazu?“

„Wenn's auf mich ankommt: Das Sandlerhaus ist nicht feil,“ sagte der Bursche kurz und wollte in das Haus treten. Der Alte hastete ihm nach, legte ihm zärtlich die Hand auf den Arm und sicherte: „Lachen wirst, Sebastel, lachen wirst. Wir Zwei sind keine Bauern mehr, wir Zwei, hi, hi. Sind Herren jetztund. Haben Geld im Sack.“

Der Sebast blieb stehen, starrte den Alten an und sagte heiser, schier ganz heiser: „Vater! Das Reden wird doch nichts bedeuten!“

„Ja, mein braver Sebastel,“ rief der Alte mit krampfhafter Fröhlichkeit, „ich habe Dir die Sorgen aufgeladen und hab' sie Dir auch wieder abgenommen. Es ist nichts mehr zu machen in Altenmoos. Alle sagen's. Es ist nichts mehr zu machen. Und rechtschaffen gut hab' ich verkauft. Sagen's alle.“

Der Sebast trat von der Thürschwelle zurück, taumelte an die Wand hin, als wäre ihm ein Schlag geschehen. — „Da — da hat man's!“ stöhnte er endlich.

„Gelt, die Ueberraschung, Sebastel! Gelt!“ keifelte der alte Bauer. „Wilst das Geld sehen? Baar hat er mir's auszahlen lassen, baar. Und den Winter über, wenn wir wollen, dürfen wir noch im Hause bleiben.“

„Dürfen wir?“ rief der Bursche. Dann fuhr er wild auf: „Der Teufel hat Euch geritten. Ein schlechter Vater, der seinem Kinde das Haus verthut! — Oh, Gott, mein Haus!“ Er lehnte sich an die Wand und legte einen Arm über dieselbe hin, als ob er das Haus umfassen und halten wollte, und zitterte am ganzen Leibe.

Der Alte hatte sich auf einen Holzblock gesetzt und wieder in sich zusammenbrechend, wie dazumal am Lindentisch, murmelte er: „Ich hab' mir's gedacht.“

Plötzlich sprang der Sebast hin gegen den Vater und mit

geballten Fäusten rief er: „Ich muß ein Haus haben! Ich muß heirathen. Ich hab' eine, der ich's schuldig bin worden!“ Der alte Sandler, leichenfahl im Gesicht, zuckte die Achseln, rang die Hände und murmelte: „Aus ist's! Vorbei ist's!“

**Wie der Nodel vertrieben worden ist.**

So sank Zweig um Zweig, Ast um Ast — Glied um Glied von der Gemeinde Altenmoos.

Jakob Steinrenter stand fest. Er ließ keinen neuen Brauch in sein Haus, kein Lotterbett, keinen Brunkspiegel, wie man solcherlei jetzt zu wohlfeilen Preisen bekommen konnte. Er ließ bei dem Gewande der Seinen keine Seidenstoffe zu, kein flinkerndes Bänderwerk, wie diese Dinge anhuben, überall Mode zu werden. Er blieb bei der angestammten Einfachheit in allem. Etliche Dienstboten waren ihm deshalb freilich schon abspenstig geworden, um so heimlicher lebte er mit den übrigen zusammen. Den alten Buschel-Peterl, der schon über dreißig Jahre lang im Hause war, achtete er wie einen Oheim, und von dem jungen Knecht, dem Bertl, den er erst vor kurzem ins Haus genommen, verhoffte er einen auf weitere dreißig Jahre. Der Jakob sah auf Fleiß und Treue, überbürdete keinen mit Arbeit, duldete aber auch keinen Müßiggang. Er gab jedem das Seine, und jeden, der in seinem Hause lebte und arbeitete, rechnete er wie zu seiner Familie. Ihm selbst verging die Zeit unter rüstiger, fruchtender Arbeit und in häuslicher Traulichkeit und Beschaulichkeit. Manchmal, wenn er rastete, blickte er die Wände, das Dach seines Hauses an und freute sich an diesem lieben, uralten Heim.

Lange hatte es mit dem Jakob der Nachbar Nodel gehalten. Des Nodel's Sprichwort war: „Ich geh' mit Mein Haus und Grund laß ich nit, und von Altenmoos geh' ich nit.“ Auch er konnte es nicht vergessen, daß einmal eine Zeit gewesen war zu Altenmoos, in welcher keine fremden herrischen Leute umhergestrichen waren, und als dahier der Mensch noch mehr werth gewesen, denn der Hirsch. Er war der Meinung, daß eine solche Zeit wieder komme müsse, also: „Von Altenmoos geh' ich nit, und mein Vaterhaus verlaß ich nit.“

Er ging aber doch.

Seit altersher war es verstatet gewesen in Altenmoos: Der Hase, der Vogel, der Fisch, so mit freier Hand gefangen wird, gehört dem Fänger. Das Gesetz war gnädig, aber die Thiere waren es nicht, sondern liefen oder flogen der täppischen Menschenhand munter davon. Nur der Fisch, der wässerige Augen hat und keine Ohren und keine Ahnung von den Gefahren für ein Wesen, welches Fleisch und Blut hat, und wäre letzteres noch so kalt, nur der Fisch war sorglos. Und in Altenmoos gab es genug Hände, die ohne Angel oder Beren (Netz) oder sonstige Vorrichtung täglich die schönsten, oft pfundschweren Forellen aus der Sandach zogen. Die Thiere flüchten sich gerne unter Steine oder Uferfelsen, bleiben dort ruhig stehen und meinen, weil sie den Feind nicht sehen, so sehe er sie auch nicht. Legt sich nun der Bauer auf den Bauch, greift mit den Händen sachte unter den Rasen, und zwar so, daß die eine Hand mählich nach dem Kopf des Fisches, die andere nach dem Schweife langt. Plötzlich ist der Forelle Haupt in der Faust, und da hilft alles Schwänzeln nichts mehr, sie wird aus dem Bach gezogen, in eine bereitete Wasserlagel gethan oder an Ort und Stelle getödtet. Dann liegt sie mit ihrem weißen, rothbesprenkelten Bauch und mit verglasten Augen auf dem Rasen; der Bauer weidet sie aus, bestreut sie mit Salz und wirft sie in die Gluth eines mittlerweil angemachten Feuers. Nach zehn Minuten ist die Forelle gebraten, der Fänger schält die versengte Haut weg, löst das milchweiße Fleisch von den Gräten und verzehrt es mit schnalzender Zunge.

Ein solches Wohlleben kann nun aber der zunächst berufene Fischer oder Jäger nicht mit ansehen. Das Fischwasser hat der Kampelherr gepachtet und auf einmal ist's den Altenmooser Bauern verboten, Fische selbst mit den Händen zu fangen.

„Fischer, Ihr macht Fischdiebe!“ sagte da der alte Pechöl-Nah einmal.

„Wieso?“ beehrte der Kampelherrliche Oberförster, Wald- und Wildmeister Ladislaus auf.

„Wir hätten mit dem schlimmsten Willen nicht Fische stehlen können, wenn das redliche Nehmen erlaubt geblieben wäre.“

„Untersteht Euch nicht!“ rief der Waldmeister.

Zur Ehre der Altenmooser Bauern sei es gesagt, sie unterstanden sich nicht, oder nur höchst selten, nämlich wenn

sich Einer etwa die Hände einmal im Bache wusch und es verlief sich zufällig eine Forelle zwischen seine Finger.

Einmal hatte der Waldmeister den schönen Gedanken, den Altenmooser Bauern die Wiesenbewässerung zu verbieten, die im Frühjahr nöthig ist; er behauptete, daß durch die Wasserentziehung in der Sandach der Fischstand gefährdet werde. Da setzten die Altenmooser gegen den Kampelherrn ein bössartiges Schriftstück auf. In demselben fragten sie höflich an, ob sie — falls Einer durstig würde — noch Anrecht auf einen Schluck Wasser hätten, das aus dem Berge rinnt, oder ob sie die durstigen Mäuler gegen Himmel halten müßten, damit es hineinregne? Oder ob der gnädige Herr vielleicht auch das Regenwasser vorweg in Beschlag genommen hätte und nur der Hagel den Bauern gehöre? — Der Kampelherr schämte sich ein wenig und ließ ihnen die nöthige Bewässerung.

Nun war es im dritten Jahre der Auswanderungsflucht zu Altenmoos, an einem heißen Hochsommerabend, daß drinnen im Gebirge ein wildes Gewitter niederging. Es entwurzelte Bäume, trennte Lawinen los und wälzte ganze Felsblöcke in den Abgrund. In der darauffolgenden Nacht war in dem Thale von Altenmoos ein schreckbares Krachen und Brausen, die Leute gingen aus den Häusern hervor, sahen aber nichts in der dichten Finsterniß, hörten nur das Krachen und Brausen. Einige stiegen mit Handlaternen zur Niederung hinab und kamen todtblaß mit der Meldung zurück, unten auf den Wiesengründen sei der ganze Erdboden lebendig geworden und Berge schwämmen daher auf dem Wasser.

Als der Morgen aufging, sahen sie die Verwüstung. Alle Gründe, die in der Niederung des Baches lagen, waren überfluthet. Nur der Boden des Reuthofes war zum Theile verschont geblieben, weil ein Steindamm, den die Vorfahren angefangen aufzubauen und der Jakob vollendet hatte, eine Schutzwehr bildete. Schlimm hingegen war der Nodel getroffen. Als er am Morgen von seinem Hof auf die Wiese hinabschauen wollte, war keine Wiese mehr da, hingegen an der Stelle ein schmutzig brauner See mit Schutt und Stein und zerrissenen Bäumen. Die Sandach wogte in hohen trüben Fluthen und schoß zweimal so rasch dahin als sonst; an vielen Stellen trat sie über das Ufer und rann in den See hinein und an anderen Stellen wieder hinaus.

Der Nodel stieß in der ersten Ueberraschung einen Klageruf aus. Seine Wiese! Sein Heu! Hernach ging er mit auf dem Rücken gekrenzten Armen unten am Raine hin und her. Da kam auch der Reuthofer herbei, und sie schauten gemeinsam und wortlos die Verheerung an.

Endlich sagte der Nodel: „Was ist da zu machen?“

(Fortsetzung folgt.)

**Steine vom Himmel.\*)**

Daß vom Himmel Steine zur Erde fallen, daß also Steine auf die Erde niederhürzen, die nicht irdischen Ursprungs sind, sondern aus dem Weltenraume zu uns gelangen, ist eine seit den ältesten Zeiten gut beglaubigte Thatfache. In früheren Jahrhunderten wurden solche Steine in Tempeln aufbewahrt, wo ihnen göttliche Verehrung dargebracht wurde; so besitzen wir Münzen aus verschiedenen Zeiten, zum Beispiel von dem römischen Kaiser Helio-gabal (218—222 n. Chr.), auf welchen die Ueberführung eines während seiner Regierung niedergefallenen Steines in den Tempel dargestellt ist. Trohdem nicht nur vereinzelte Steinfälle, sondern förmliche Steinregen durchaus nicht zu den übergroßen Seltenheiten gehören, verschloß man sich in wissenschaftlichen Kreisen der Anerkennung dieser Thatfache auf das allerentschiedenste. Namentlich gegen Ende des vorigen und zu Anfang unseres Jahrhunderts wurden sämmtliche derartigen Berichte für Fabeln erklärt, über die ein wissenschaftlich gebildeter Mann nur die Achseln zucken könne; als bei der Pariser Akademie der Wissenschaften ein von dem Maitre (Bürgermeister) eines kleinen Ortes unterzeichneter Bericht über einen in seiner Gemeinde beobachteten Steinfall einlief, erklärte diese hochgelehrte Körperschaft es für sehr traurig, daß selbst eine obrigkeitliche Behörde sich herbeilasse, ein solches altes Annemmärchen in aller Form zu beglaubigen.

Der Physiker Schladni, der sich auf vielen Gebieten der Physik einen hervorragenden Platz erworben hat, war es, der zuerst mit wissenschaftlichen Gründen die Anschauung vertrat, daß derartige Steinfälle in Wirklichkeit vorkommen; an einem 1749 in Sibirien gesallenen und später von dem russischen Reisenden Pallas nach St. Petersburg gebrachten Steine wies er 1794 dessen außerirdischen Ursprung nach. Freilich dauerte es noch geraume Zeit, bis seine

\*) Ueber dieses Thema hielt Dr. A. Brezina in der „Urania“ einen Vortrag. Statt eines Referates, das der Natur der Sache nach doch stets mehr oder weniger inhaltsarm erscheinen muß, geben wir hier an der Hand dieses Vortrages eine zusammenhängende Darstellung der ganzen Materie. —

Ausicht allgemein Geltung errang; speziell die Gelehrten der Pariser Akademie bestritten sie auf das entschiedenste. Als aber 1803 sich bei einem Städtchen in der Normandie ein außerordentlich starker Steinfall ereignete, bei dem gegen 3000 Steine zur Erde fielen, mußte die Akademie diese Thatsache untersuchen lassen, wodurch die Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit sich unwiderstehlich aufdrängte. Seitdem hat man diese sogenannten Meteorsteine oder Meteoriten mit größerem Interesse verfolgt und möglichst sorgfältig gesammelt und studirt. 560 solcher Fälle und Funde sind mit der Zeit bekannt geworden, wovon 287 direkt im Fallen beobachtet, die übrigen später aufgefunden und durch ihre Bildung als Meteorsteine erkannt wurden. Zuweilen ist nur ein einzelner großer Stein gefunden worden, zuweilen mehrere, ab und zu ist die Anzahl der gefallenen Steine ganz erheblich gewesen; so ereignete sich am 30. Januar 1868 bei Pultusk in Rußlich - Polen ein sehr gut beobachteter Fall, bei dem wohl an 100 000 Steine zur Erde fielen.

Das Gewicht der Meteorsteine ist sehr verschieden; namentlich bei reichen Fällen kommen sehr kleine, fast pulverförmige vor, die man nur unter besonders günstigen Umständen beobachten kann, wie am Neujahrstage 1869, an dem in Schweden auf einer Eis- und Schneefläche neben größeren Steinen auch sehr kleine Körner und selbst Staub von Meteorsteinen gesammelt werden konnte.

Unter den Meteorsteinen sind zwei Arten zu unterscheiden, die Steinmeteorite und die Eisenmeteorite; die ersteren sind im Verhältnis zu den letzteren stets klein. Der größte 1866 gefallene Steinmeteorit wiegt etwa 300 Kilogramm, ein Gewicht, das bei den Eisenmeteoriten nichts Seltenes ist; unter diesen finden sich Stücke bis zu mehreren Tausenden Kilogramm, in Mexiko z. B. solche von 12 000 und 16 000 Kilogramm Gewicht.

Unter den 560 bekannten Meteorsteinfällen gehören über die Hälfte, 320, den Steinmeteoriten an; von diesen sind 280 beim Fallen beobachtet und nur 40 später aufgefunden und als Meteorite erkannt worden. Dagegen sind nur 7 Eisenmeteorite während des Fallens beobachtet, während die weitaus größere Anzahl später gefunden ist. Man könnte sich darüber wundern, daß so wenig Steinmeteorite gefunden werden, während sie doch beim Fallen viel reichlicher beobachtet werden, als die Eisenmeteorite. Es hat dies aber einen sehr guten Grund; die Steinmeteorite verwittern nämlich sehr bald, wenn sie im feuchten Boden liegen, und sind nach zwei Jahren spätestens in keiner Weise mehr von Steinen irdischen Ursprungs zu unterscheiden, während die Eisenmeteorite, die große Mengen gediegenen oder etwas nickelhaltigen Eisens enthalten, sich an der Oberfläche mit Rost überziehen, im Inneren aber ihr eigenthümliches Aussehen behalten und durch ihren Eisengehalt ihren meteoritischen Ursprung noch hundert Jahre nach ihrem Niederfall verrathen können.

Eine weitere, sich von selbst aufdrängende Frage ist die nach dem Ursprung dieser Steine und nach ihrem Zusammenhang mit anderen Erscheinungen. Was das letztere betrifft, so ist unzweifelhaft festgestellt, daß sie in naher Beziehung zu den Meteoriten stehen, den glänzenden Erscheinungen, welche in großer Anzahl als gewöhnliche Sternschnuppen, seltener in der prächtigen Form von Feuerkugeln erscheinen, die eine glänzende Bahn am Himmel beschreiben und meist eine leuchtende Rauchspur zurücklassen, die mehrere Minuten lang, selbst bis zu einer Viertelstunde, am Himmel steht, die ganze Gegend mit einem farbenprächtigen Schimmer überziehend. Besonders schöne und große Meteore werden gleichzeitig von sehr vielen Orten aus wahrgenommen, wodurch es möglich ist, die Flugrichtung einer solchen Erscheinung sehr genau festzustellen.

Wenn ein Meteor zur Erde fällt, so wird nicht ein einzelner größerer Stein gefunden, sondern eine größere Fläche von mehreren Kilometern Länge und einigen hundert Metern Breite ist dann mit kleineren und größeren Steinen förmlich übersät. Die Längsrichtung dieses sogenannten Streufeldes wird stets in Uebereinstimmung mit der Flugrichtung des Meteors gefunden, so daß der Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen nicht zweifelhaft sein kann. Dabei bemerkt man stets bei den am Anfang des Streufeldes niedergefallenen Steinen eine außerordentliche Kleinheit; die dann folgenden Steine nehmen beständig an Größe zu, bis die am anderen Ende des Streufeldes liegenden mit mehreren Kilo das größte Gewicht erreichen. Man erkennt hieraus, daß die Geschwindigkeit der kleineren Stücke durch den Widerstand, den die atmosphärische Luft ihnen beim Hindurchlaufen entgegensetzt, am stärksten gemäßigt ist, während die größeren Stücke bedeutend weiter geflogen, also durch den Luftwiderstand erheblich weniger gehemmt sind. In gewisser Hinsicht eine Ausnahme bildete der oben erwähnte reichliche Steinfall bei Pultusk, dessen zugehöriges Meteor auf der Sternwarte in Breslau sehr gut beobachtet worden war; da die glänzende, jedenfalls durch glühenden Staub veranlaßte Rauchspur einige Minuten am Himmel stand, so konnte der Weg des Meteors genau festgestellt werden, und es zeigte sich hier auffallenderweise, daß die Längsrichtung des Streufeldes erheblich von der Flugrichtung des Meteors abwich. Doch bestätigt die Ausnahme auch hier nur die Regel; es herrschte nämlich zur Zeit jenes Steinfalles ein sehr starker Nordwestwind, durch den die kleineren Steine aus ihrer Flugrichtung abgetrieben werden mußten. Daher erlitten die zu Anfang des Streufeldes liegenden eine starke Ablenkung, welche mit zunehmender Größe der Steine, also beim Vorwärtsschreiten auf dem Streufeld, immer kleiner werden mußte. Es ist klar, daß die Längsrichtung des Feldes dadurch gegen die Flugrichtung verschoben sein muß, da der Wind die Steine ja erst in ziemlicher Nähe der Erdoberfläche gefaßt haben kann, während die

Feuererscheinung schon in den obersten Schichten der Atmosphäre zu stande kommt. Die Meteore nämlich, die im Weltraum um die Sonne kreifen und der Erde zu nahe kommen, pressen bei ihrer kolossalen Geschwindigkeit von mehreren Meilen in der Stunde, sobald sie aus dem leeren Raum in den Luftkreis der Erde treten, die vor ihnen hergetriebene Luft stark zusammen. Dadurch mächtig sich ihre Geschwindigkeit, für die nunmehr große Wärme austritt, so daß die Steinmassen an der Oberfläche bis zum Glühen erhitzt werden; die in die Poren eindringende Luft lockert den Zusammenhang, wodurch oft unter lautem Knall eine Explosion erfolgt, durch die das Gestein in tausende kleinerer Massen zersprengt wird.

Steht der Zusammenhang von Meteorsteinen und Meteoriten außer allem Zweifel, so weist die regelmäßige Wiederkehr zahlreicher Sternschnuppenfälle darauf hin, daß große Massen solcher Körper in der gleichen Bahn zu einem Schwarme vereinigt die Sonne mit gleicher Regelmäßigkeit umkreisen, wie es bei unserer Erde und den übrigen Planeten der Fall ist. Ein solcher Schwarm ist z. B. der in jedem Jahre am 13.—15. August wiederkehrende, der im Volksmund mit dem Namen der „Thänen des heiligen Laurentius“ bezeichnet wird. Die Bahnen derartiger Schwärme zeigen eine genaue Uebereinstimmung mit denen mancher Kometen, so daß der Gedanke an einen unmittelbaren Zusammenhang beider Erscheinungen sich mit Nothwendigkeit aufdrängt.

Deshalb ist an die Stelle der früheren Kometenfurcht eine andere Beforgniß getreten, die man heutzutage bisweilen äußern hört, daß nämlich einmal ein größerer Meteorstein jemandem beim Niederfallen erschlagen oder selbst ein ganzes Haus mit vielen Bewohnern vernichten könne. Ummöglich ist so etwas gewiß nicht; ein Meteorit, der mehrere Zentner Eisen enthält, könnte beim Aufsturz schon Unheil genug anrichten. Doch ist die Wahrscheinlichkeit dafür äußerst gering und jedenfalls viel geringer, als diejenige, daß ein heftiger Sturm das Dach eines Hauses abhebt und durch dasselbe einen Menschen erschlägt. So wenig diese Möglichkeit ein Gefühl der Unsicherheit in uns hervorrufen, so wenig darf es durch die uns von den Meteoriten drohende Gefahr geschehen, welche weit geringer ist als jene.

Br.

## Kleines Feuilleton.

— Eine Baurerhochzeit. In dem Tyroler Bergdorfe Kastelruth wurden unlängst sieben Paare an einem Tage getraut. Das Hochzeitsmahl im „Lamm“ begann um 12 Uhr mittags und endigte erst am späten Abend, da um 8 Uhr nachmittags der zweite Theil der Hochzeitsgäste, die sogenannten „Marend-Leute“, kamen, und zwar sämmtlich in Hemdärmeln, und sich zum Mahle niederlegten. Der Speisenzettel bot Auswahl in Hülle und Fülle. Er lautete für die Hochzeitstafel: 1. Butter, Krapfen und kalter Braten. 2. Suppe und Würste. 3. Geröstete und gebackene Leber. 4. Kalberkopf und Getöse. 5. Gebackenes Kalbsfleisch mit Zwetschgen. 6. Oblaten-„Kiechl“. 7. Rindfleisch mit Kren, Kraut und Beselchtes. — Für die Marend-Leute: 8. Knödel mit Eingemachtem und spanischen Krapfen. 9. Grüne Krapfen. 10. Schweinernes mit Kraut. 11. Magen-„Pufesen“. 12. Gase in Sauce und „Schlieferkiechl“. 13. Griesloch. 14. Braten mit grünem Salat. 15. Torten, Konfekt und „Hanswurst“. Für diese Kastelruther Hochzeitstafel mußten ihr Leben lassen: ein Ochse, ein Schwein, vier Kälber und 14 Hasen. Die Zahl der Knödel, die aufgetischt worden sind, beträgt fünfhundert. —

— Ein alter Student stand vor kurzem vor der ärztlichen Prüfungs-Kommission der Universität Warschau; es war der 75jährige Rochus Botyski, welcher s. Z. zwar das Gymnasium absolviert hatte, dann aber in Ermangelung der erforderlichen Geldmittel die Universität nicht hatte beziehen können. Er mußte vielmehr eine Stelle als Erzieher annehmen, als welcher er sich so viel ersparte, daß er nach zehn Jahren, welche er auch zum Selbststudium verwendet hatte, als Hörer in die Warschauer medizinische Akademie eintreten konnte. Aber auch jetzt gelang ihm die Vollendung seiner Studien noch nicht; er war vielmehr 32 Jahre lang ganz verschollen; wie man annimmt, gehörte er zu denjenigen, welche auf „administrativem Wege“ nach Sibirien verschickt wurden. Von dort scheint er erst im Jahre 1895 zurückgekehrt zu sein, worauf er seine Studien wieder aufnahm und nun auch glücklich beendete. —

— Unternehmer-Geriffenheit. Um die Abneigung der Kanaken gegen die Uebersiedelung nach Australien zu überwinden, ist ein Schiffskapitän, der sich mit dem Transport kanakischer Arbeiter von den Südsee-Inseln auf australische Farmen beschäftigt, auf folgenden Gedanken verfallen. Er läßt solche Kanaken, die bereits in Australien arbeiten, photographiren und dieselben Leute dann in einen Phonographen über ihre Lage ihre Zufriedenheit aussprechen. Mit den vergrößerten und kolorirten Photographien und seinem Phonographen begiebt sich nun der Kapitän nach Inseln, wo Verwandte und Freunde jener Ausgewanderten wohnen. Das Erstaunen der Kanaken, wenn sie die Bilder sehen und gleichzeitig im Phonographen die Stimme der Abgebildeten hören, ist groß. Der Erfolg dieser Maßregel soll alle Erwartungen des Kapitäns übertreffen. —

## Literarisches.

n. Friß Gregorovius: „Der Hotelprofessor“ Ein Genrebildchen aus dem Universitätsleben. Gera 1897. Julius Becker's Verlag. — Dieses Genrebildchen ist längst ein in die Augen

fallendes Kulturbild geworden. Der berühmte Professor der Medizin, der nach der Privatbehandlung jede Annahme eines Honorars von seinen Kranken verweigert, weil er für seine Thätigkeit ja vom Staate bezahlt werde, gehört wohl so ziemlich der Geschichte an. Die abgetragenen, schwarzen Leibröckchen und die großen Schlapphüte sind außer Mode. Der Kliniker von europäischem Ruf trägt heutzutage Jacketts von tadellosem, neuesten Schnitt, weißschlotternde Hosen und elegante Zylinderhüte. Er läßt sich seine Kenntnisse fürstlich bezahlen, „gründet“ prachtvolle Privatkliniken und miethet ganze Etagen der vornehmsten Hotels für seine zahlungsfähigen Kranken. Für diese „Hotelprofessoren“ ist die Wissenschaft nur noch ein Geschäft, und wer dieses Geschäft gerieben und reklamehaft betreibt, dem werden die klingenden Erfolge, Jacketzüge, hohe Orden, Ehrenbürgerbriefe und endlich der Adelstitel nicht ausbleiben. Das Glück der in der Gegenwart so üppig gedeihenden Gattung der Millionäre wäre ja schließlich ganz unvollkommen, wenn solche Leute sich nach den theuersten Speisen, den theuersten Weinen und den theuersten Weibern nicht auch noch die theuersten Aerzte leisten könnten. Das solche Beispiele ansteckend wirken, daß auch die Kleinen mehr und mehr die einträglichen Geschäftsgrundsätze der Großen sich zu eigen machen, ist ganz erklärlich; um so erklärlicher, als die Herabwürdigung der Wissenschaft zu einem bloßen Handelsartikel im Wesen unserer Zeit eine sehr natürliche Erklärung findet. —

**Theater.**

— Bilanz eines großen Theaterunternehmens. Bei den Stadttheatern in Frankfurt a. M. betragen im vergangenen Jahre die Ausgaben 1362 629 Mark, die Einnahmen 1 193 984 Mark, beides einschließlich der Billesteuer, die eine Höhe von 100 776 Mark erreichte. Die Stadt zahlte eine Subvention von 200 000 Mark, erhielt aber dafür das Erträgniß der Billesteuer und neue Dekorationen zc. für 45 283 Mark. 31 000 Mark der Subvention wurden nicht gebraucht. Der Reinaufwand der Stadt für die Theater stellte sich also auf rund 23 000 Mark. —

**Archäologisches.**

— Der Wagenlenker von Delphi. Die französischen Archäologen haben in Delphi eine Bronze-Statue gefunden, welche als das Werk eines ersten Meisters bezeichnet wird. Sie stellt einen Wagenlenker dar, einen Jüngling, gekleidet in den langen, bis auf die Knöchel reichenden Chiton, welcher die typische Tracht der Wagenführer beim Wetrennen ist. Der Jüngling steht mit gerade neben einander gesetzten, auf der ganzen Sohle aufruhenden Füßen da und streckt beide Unterarme vor, um die Zügel zu halten. Der Kopf, welchen eine flach anliegende Siegerbinde schmückt, schaut ruhig geradeaus. Es ist nicht die Stellung des Lenkers in der Aufregung des Wagenkampfes, es ist die ruhige und stolze Haltung des Siegers, welcher mit dem glückbringenden Gespann in Parade dahinfährt. Die Erhaltung des Ganzen ist vorzüglich, es fehlt nichts als der linke Unterarm; die Rechte hält noch die Enden der Zügel. Die Ausführung ist so sorgfältig und vollendet, wie sie nur sein kann. Die Statue ist aus sieben einzelnen Theilen zusammengesetzt, indem der Kopf, der Oberkörper mit den Oberarmen, die Unterarme, das Gewand vom Gürtel abwärts und die Füße einzeln gearbeitet waren. Die Stößstellen sind sorgfältig unter den überstehenden Gewandtheilen versteckt. Das Innere ist, um den außerordentlich dünn gegossenen, 8—13 Millimeter starken Bronzewänden Halt zu geben, mit einer schwarzen, harten, erdigen Masse gefüllt. Im Fuß zeigen sich nirgends Fehler, wie sie sonst bei Bronzen von dieser Größe — die delphische mißt 1,80 Meter — häufig sind und durch sehr geschickt eingesezte Bronzefaltchen verdeckt zu werden pflegen. Die Patina hat einen grünen Ton, der hier und da durch bläuliche und weißliche Reflexe unterbrochen wird. Bei ihrer Schönheit ist es zweifelhaft, ob sie allein durch die Zufälle der Verwitterung entstanden ist, oder ob nicht der Künstler von vornherein das Seine dazu gethan hat, zumal es bekannt ist, daß die Patina der Bronzen in Delphi schon im Alterthum einen besonderen Anseh genos. —

**Geographisches.**

— Auch der Amerikaner Robert Peary plant eine neue Nordpol-Expedition, welche durch den Smithsund gehen und dann den Sherard Osborn-Fjord an der Nordküste Grönlands zum Ausgangspunkt für den eigentlichen Vorstoß gegen den Nordpol nehmen will. An der Nordküste Grönlands liegen große Landgruppen, die bisher völlig unerforscht sind, von denen Peary jedoch annimmt, daß sie bis zum 85. Grad sich erstrecken. In diesem Falle würde dann eine weit sichere Grundlage für ein Vorwärtsdringen als die Eisfläche des Meeres gegeben sein, und vom Sherard Osborn-Fjord ab, wo der Hauptproviand aufgestapelt wird, sollen in verschiedenen Abständen weitere Depots errichtet werden. Vom Endpunkt der Inselgruppe aus würde dann nach einer Ueberwinterung, um diesen Theil der Reise frühzeitig im Jahre ins Werk setzen zu können, die Schlittenreise beginnen. —

**Aus dem Thierleben.**

— Ueber das schnelle Wachstum der Regenbogenforelle veröffentlicht der Franzose Ultramare in einem Fachblatt eine Reihe von Beobachtungen. Nach seinen persönlichen Erfahrungen und Versuchen übertrifft die amerikanische Regenbogen-

forelle in ihrem Wachstum die gewöhnliche Bach- und Seeforelle ganz bedeutend. Gleich große Brut der verschiedenen Arten, zu derselben Zeit in ein und denselben Teich gesetzt, sind schon sehr bald an ihrer verschiedenen Größe und in ihrem Gebahren von einander kenntlich. Die jungen Fische der amerikanischen Art sind viel lebhafter, als unsere einheimischen, und weil sie gefräßiger sind, immer auf der Suche nach Futter. Die Nahrungsmenge, welche diese Forelle zu sich nehmen kann, hat Ultramare auf  $\frac{1}{30}$  ihres Körpergewichtes bestimmt; indes wechselt ihre Freßlust je nach der Witterung und der Temperatur; sie ist am höchsten zwischen 12 und 20 Grad, sonst entwickelt sie ein weit geringeres Ernährungsbedürfniß und kriecht am wenigsten unter dem Eise. Forellen, wie überhaupt die Fische, sind mit ihrem Stoffwechsel von der Wärme des Wassers abhängig; je stärker der Körper abgekühlt wird, desto geringer der Stoffwechsel und infolge dessen das Nahrungsbedürfniß, und desto geringer natürlich auch das Körperwachstum. Diese Verhältnisse bringen zur kälteren Jahreszeit in jeder regelrechten Fischzucht immer einen kleinen Stillstand. Bei seinen Ernährungsversuchen fand Ultramare, daß die Regenbogenforelle, bis sie ein Gewicht von 290 Gramm erreicht, 1467 Gramm Futter braucht. Der Beobachter rechnet auf grund seiner Versuche heraus, daß 1000 Forellen, die in 18 Monaten auf je 290 Gramm im Durchschnitt gebracht werden sollen, zusammen 2702 Kilo Futter brauchen. —

**Technisches.**

— Das neue französische Kabel, das im Laufe des nächsten Sommers zwischen Brest und New-York gelegt werden soll, mißt 3250 Seemeilen oder über 6000 Kilometer. Es wird das längste Kabel sein. Sein Leiter besteht aus 13 Drähten, wozu 975 000 Kilo Kupfer und 845 000 Kilo Guttapercha nöthig sind. Die Fabrication der galvanisirten Drähte, die die erste Umkleidung des Kabels bilden, erfordert 4 687 000 Kilo Stahl, die übrige Umkleidung 1 495 000 Kilo Eisen. Das Gesamtgewicht des Kabels wird 10 976 350 Kilo betragen. Um es zu legen und zu transportiren, bedarf es vier großer Schiffe. —

**Humoristisches.**

— Sonderbare Hexen. Bei einem heftigen Förster war eine Kuh, ein Prachtexemplar ihrer Art, von neuem milchgebend geworden. Und doch, das wohlgenährte, durchaus gesunde, immer hungrige und freßlustige Thier gab nicht einen Tropfen Milch. Selbst die ältesten und viehdudigsten Leute wußten dafür keine Erklärung. Aber alle alten Weiber meinten: „Mit der Kuh ist's nicht richtig, die ist verhext.“ Der Förster lachte. Doch seine Magd beschloß, die Hexe zu fangen. Sie ließ sich eine Nacht in den Kuhstall einschließen. Die ganze Zeit über war es ruhig. Gegen Morgen, als es grante, kam's vom Futterboden über das Stroh daher angerschelt. Die Magd sah etwas Vielköpfiges sich unter die Kuh drängen, und gleich darauf begann es schnachend zu fangen. Die Dienstmagd, der sich die Haare sträubten, sprang hinzu und hatte mit einem Male fünf Hexen gefangen. Es war — Diana, die alte Hühnerhändin, mit ihren vier Sproßlingen. —

— Ein wahres Wort. Auf der Gallerie der Berliner Fondsbörse steht ein Provinzler mit seinem 15-jährigen Sohne. Sie sehen unter sich einen wild gestikulirenden Menschenknäuel, und zu ihnen heraus dringt ein Summen, Brummen und Brausen, das an den Nerven zerrt. Da legt nach einer Weile der Sohn die Hand auf des Vaters Schulter und sagt: „Weißt Du was, Vater? Gehen wir! Hier kann man eher merschugge als reich werden!“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— In Hirschberg (Schlesien) hatte ein Maurer gewettet, einen halben Liter Korn in einem Zuge anzutrinken. Kamm hatte er den letzten Zug gethan, fiel er todt zu Boden. Er hinterläßt vier Kinder. —

— Die schnellste Reise von Hamburg nach Paranaqua in Südbrasilien hat kürzlich der Hamburger Dampfer Paranaqua gemacht. Er brauchte einschließlich eines Aufenthaltes in Rio nur 16 Tage. —

— Auf der Jocke „Graf Beuß“ bei Essen wurde ein Maschinist von einem Treibriemen erfaßt und getödtet. —

— Die Obsthändler unterscheiden gegenwärtig 700 Birnen-sorten nach Gestalt und Güte. —

— Der Stadtkassirer von Krafau hat 45 000 Gulden unterschlagen. Er wurde festgenommen. —

— Hingerichtet wurde in New-York der Millionär Duffstrom. Er hatte seine Frau und Kinder ermordet. Im Gefängniß hatte er sich wahnsinnig gestellt, auf dem Schaffot legte er aber ein Geständniß ab. —

— Heiße Weihnachten hat dieses Jahr ganz Australien gehabt; die Temperatur stieg an einzelnen Punkten bis auf 45 Grad Celsius. Zu derselben Zeit wütheten auch große Stürme. Auf einer Strecke von dreißig Kilometer Länge und zehn Kilometer Breite ist blühendes Land in eine Wüste verwandelt worden. —

— Die Pest in Bombay. Seit Ausbruch der Seuche sind 6853 Erkrankungen und 5447 Todesfälle vorgekommen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 21. Februar.